

Beiheft zur

ZEITSCHRIFT FÜR
DEUTSCHE
PHILOGIE

Schreibarten im Umbruch

Stildiskurse im 18. Jahrhundert

Herausgegeben von

EVA AXER, ANNIKA HILDEBRANDT und KATHRIN WITTLER

ESV ERICH
SCHMIDT
VERLAG

100 Jahre



BEIHEFTE
ZUR ZEITSCHRIFT FÜR DEUTSCHE PHILOLOGIE

Herausgegeben von

Norbert Otto Eke · Michael Elmentaler · Udo Friedrich · Eva Geulen ·

Monika Schausten · Hans-Joachim Solms

23

Schreibarten im Umbruch

Stildiskurse im 18. Jahrhundert

Herausgegeben von

Eva Axer, Annika Hildebrandt und Kathrin Wittler

ERICH SCHMIDT VERLAG

Weitere Informationen zu diesem Titel finden Sie im Internet unter
<https://ESV.info/978-3-503-23787-6>

DOI <https://doi.org/10.37307/b.978-3-503-23788-3>



Dieses Werk ist lizenziert unter der
Creative-Commons-Attribution-Non-Commercial-NoDerivates 4.0 Lizenz
(BY-NC-ND).

Diese Lizenz erlaubt die private Nutzung, gestattet aber keine Bearbeitung
und keine kommerzielle Nutzung.

Weitere Informationen finden Sie unter
<https://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/4.0/legalcode.en>

Gefördert durch die Deutsche Forschungsgemeinschaft (DFG) – 536380604 –
und den Open-Access-Publikationsfonds
für Monografien der Leibniz-Gemeinschaft.

Gedrucktes Werk: ISBN 978-3-503-23787-6

eBook: ISBN 978-3-503-23788-3

Alle Rechte vorbehalten

© Erich Schmidt Verlag GmbH & Co. KG, Berlin 2024
www.ESV.info

Die Nutzung für das Text und Data Mining ist ausschließlich
dem Erich Schmidt Verlag GmbH & Co. KG vorbehalten.
Der Verlag untersagt eine Vervielfältigung gemäß § 44b UrhG ausdrücklich.

Satz: Satz-Rechen-Zentrum Hartmann + Heenemann, Berlin

REICHTUM AN WORTEN UND LAKONIE DES AUSDRUCKS. ZUR THEORIE DES KÖRNIGEN STILS

Caroline Torra-Mattenkloft, Aachen

Abstract:

Der Begriff des ‚körnigen Stils‘ steht in der Sprach- und Literaturkritik des 18. Jahrhunderts für eine kurze und gehaltvolle, oft auch als ‚nachdrücklich‘ beschriebene Schreibart. Im Literaturstreit zwischen Johann Christoph Gottsched und den ‚Schweizern‘ erlangte er zugleich programmatische und polemische Bedeutung. Im Zentrum des Aufsatzes steht die für das ‚Körnige‘ konstitutive Konstellation von Kürze, Kraft und Konkretion. Ausgehend von Theodor W. Adornos stilsoziologischer Beobachtung, dass der lakonische Stil in Briefen des 18. Jahrhunderts Ausdruck bürgerlicher Notdurft sei, zeige ich an Texten von Johann Christoph Adelung, Johann Jacob Breitinger, Gottfried Wilhelm Leibniz und Johann Gottfried Herder, dass das Stilideal des Körnigen im 18. Jahrhundert mit dem Streben nach einer Erneuerung und Bereicherung der deutschen Schriftsprache einherging. Zum Kapital, aus dem diese neue Sprache sich speisen sollte, gehörte das ausdifferenzierte Vokabular des Handwerks und des Handels. Der zeitgenössischen Theorie zufolge stellte der körnige Stil also weniger die Notdurft als den Reichtum und die Sprachmächtigkeit des Bürgertums zur Schau.

In eighteenth-century linguistic and literary criticism, the term ‘granular style’ stands for a concise and emphatic way of writing. It acquired programmatic significance in the literary controversy between Johann Christoph Gottsched and his Swiss critics. Starting from Theodor W. Adorno’s observation that in eighteenth-century epistolary culture laconic style was an expression of middle-class penury, the article focuses on the constellation of economy, power, and concretion, which is constitutive for the concept of granular style. Drawing on texts by Johann Christoph Adelung, Johann Jacob Breitinger, Gottfried Wilhelm Leibniz and Johann Gottfried Herder, I argue that the discourse on the ‘granular’ is involved with the quest for the renewal and enrichment of vocabulary and the development of a German literary language. The linguistic capital on which this project was to be based was, among other things, the diverse and differentiated vocabulary of the crafts and trade. According to eighteenth-century theory, the granular style thus displayed bourgeois prosperity rather than scarcity.

Der Begriff des ‚körnigen‘, auch ‚kernigen‘ oder ‚kernhaften‘ Stils ist vor allem in der Sprach- und Literaturkritik des 18. Jahrhunderts geläufig, aber bereits im 17. Jahrhundert und früher belegbar.¹ Bekannte Beispiele finden sich in Johann

¹ Vgl. Art. kernhaft, in: Deutsches Wörterbuch von Jacob Grimm und Wilhelm Grimm, Bd. 5, bearb. v. Rudolf Hildebrand, Leipzig 1873 (Nachdruck München 1984, Bd. 11), Sp. 607–608, hier: Sp. 608; Art. kernicht, kernig, in: ebd., Sp. 608–609, hier: Sp. 609; Art. körnicht, körnig, in: ebd., Sp. 1826–1827, hier: Sp. 1827. Für ein dort nicht genanntes Beispiel aus dem 17. Jahrhundert vgl. Sigmund von Birken: Teutsche Rede- bind und Dichtkunst oder Kurze Anweisung zur Teutschen Poesy, Nürnberg 1679, S. 73–74.

Christoph Gottscheds „Critischer Dichtkunst“ (1730), in diversen Beiträgen der „Briefe, die neueste Litteratur betreffend“ (1759–1765) und in Johann Gottfried Herders Fragmenten „Über die Neuere deutsche Literatur“ (1766/1767).² Als ‚körnigt‘ galten im 18. Jahrhundert etwa die Lyrik Albrecht von Hallers,³ die Prosa Johann Joachim Winckelmanns⁴ und die gedrängte, zur Unverständlichkeit tendierende philosophische Sprache Johann Georg Hamanns,⁵ aber auch die Übersetzungen Martin Luthers,⁶ die Sinngedichte Friedrich von Logaus,⁷ die Prosa Daniel Casper von Lohensteins⁸ und die als archaisch wahrgenommene, dialektal gefärbte Schweizer Schriftsprache.⁹ Im Umfeld des ‚Zürcher Literaturstreits‘ zwischen Gottsched beziehungsweise seinen Anhängern und den ‚Schweizern‘ Johann Jacob Bodmer und Johann Jacob Breitinger wurde der Begriff teils programmatisch, teils polemisch verwendet: Die ‚Schweizer‘ wurden als radikale Vertreter des körnigen Stils gelobt oder diffamiert, während Gottscheds Partei mit einer am Französischen orientierten ‚fließenden‘ oder ‚wässrigen‘ Schreibart in Verbindung gebracht wurde.

² Vgl. Johann Christoph Gottsched: Versuch einer Critischen Dichtkunst, 4. Aufl., Leipzig 1751 (Nachdruck Darmstadt 1962), S. 289–290, S. 300–301; Johann Gottfried Herder: Über die neuere deutsche Literatur. Fragmente, als Beilagen zu den Briefen, die neueste Literatur betreffend. Dritte Sammlung. 1767, in: Ders.: Werke in zehn Bänden, hg. v. Martin Bollacher u. a., Bd. 1: Frühe Schriften 1764–1772, hg. v. Ulrich Gaier, Frankfurt/Main 1985, S. 367–539, hier: S. 381. Für Beispiele aus den „Briefen, die neueste Literatur betreffend“ s. u., Anm. 5 und 8.

³ Anon. [Christlob Mylius]: Beurtheilung des Hallerischen Gedichts, über den Ursprung des Uebels, in: Bemühungen zur Beförderung der Critik und des guten Geschmacks. Erstes Stück, Halle 1743, S. 101–108, hier: S. 102; Friedrich Just Riedel: Über das Publicum. Briefe an einige Glieder desselben, Jena 1768, S. 99.

⁴ Urs Müller spricht diesbezüglich von einem „Topos“ der Winckelmann-Rezeption, vgl. hierzu und für die Belege Urs Müller: Feldkontakte, Kulturtransfer, kulturelle Teilhabe. Winckelmanns Beitrag zur Etablierung des deutschen intellektuellen Felds durch den Transfer der Querelles des anciens et des modernes, Leipzig 2005, Bd. 1, S. 335–340.

⁵ D. [Moses Mendelssohn]: Briefe, die neueste Litteratur betreffend, 113. Brief, 19. Juni 1760, S. 385–400, hier: S. 386.

⁶ Johann Mathesius zufolge nannte Luther selbst „gute und kirnige wort“ als Voraussetzung für die Bibelübersetzung, vgl. Art. kernicht, kernig, in: Deutsches Wörterbuch [Anm. 1], Sp. 609. Zu Luthers „kurzen und körnigten Uebersetzungen“ der äsopischen Fabeln vgl. Christian Fürchtegott Gellert: Nachricht und Exempel von alten deutschen Fabeln, in: Ders.: Schriften zur Theorie und Geschichte der Fabel. Historisch-kritische Ausgabe, bearb. v. Siegfried Scheibe, Tübingen 1966, S. 125–148, hier: S. 142.

⁷ Friedrichs von Logau Sinngedichte. Zwölf Bücher, mit Anmerkungen über die Sprache des Dichters, hg. v. Carl Wilhelm Ramler, Gotthold Ephraim Lessing, Leipzig 1759, [Anhang:] Wörterbuch, Vorbericht von der Sprache des Logau, S. 3.

⁸ Vgl. D. [Moses Mendelssohn]: Briefe, die neueste Litteratur betreffend, 313. Brief, 31. Januar 1765, S. 139–144, hier: S. 140.

⁹ Vgl. Christian Friedrich Daniel Schubart (Hg.): Deutsche Chronik auf das Jahr 1774, Augsburg 1774, S. 219.

Trotz der Prominenz, die der Begriff des Körnigen in diesem Zusammenhang erlangte, ist er in der Forschung nur punktuell beleuchtet worden. Die wichtigsten Hinweise stammen von Karl Ludwig Schneider, Heinrich Küntzel und Hans Adler. Schneider identifiziert den körnigen Stil mit dem von Bodmer und Breitinger entwickelten, in Klopstocks Dichtung realisierten Ideal einer ‚erhabenen‘ und ‚nachdrücklichen‘ Schreibart, die im Gegensatz zu dem von Gottsched propagierten ‚fließenden‘ Stil ihre Energie aus der Kürze, der Schnelligkeit und der spannungserzeugenden Kombination von „Hemmungen und Ruhemomente[n]“ beziehe.¹⁰ Küntzel behandelt den körnigen Stil als Eigenschaft einer sich im 18. Jahrhundert herausbildenden essayistischen Prosa. Wie er an zahlreichen Textstellen belegt, verweist die Metapher des Körnigen in diesem Kontext auf die Bildfelder des Getreides, des Geldes sowie des Salzes beziehungsweise Gewürzes und steht für eine sinnlich-anschauliche, metaphernreiche und launige Sprache, in die „Einfälle“ wie Samenkörner eingestreut sind.¹¹ Adler bringt die Metapher des Körnigen mit dem philosophischen Konzept der Prägnanz in Verbindung und assoziiert sie mit den rhetorischen und poetologischen Prinzipien der *brevitas*, des „konkret Individuellen“ und der ‚Kraft‘ beziehungsweise ‚Stärke‘.¹² Im Zentrum seiner Interpretation steht das mit dem Körnigen und der Prägnanz assoziierte Bildfeld des Samens, der Fruchtbarkeit und der Schwangerschaft: „Dasjenige, was im übertragenen Sinne ‚prägnant‘ ist, enthält Vieles, und dieses Viele kann entwickelt werden. In Ausdrücken wie ‚bedeutungsschwanger‘, ‚bedeutungsträchtig‘, ‚unheilsschwanger‘ ist dieser Bezug bis heute aufbewahrt.“¹³

Übereinstimmung besteht darin, dass der körnige Stil sich durch Kraft und Kürze auszeichnet und dass die Qualität des Körnigen in der punktuellen Konzentration dynamischer Energie (Schneider) oder semantischer Fülle (Küntzel, Adler)

¹⁰ Karl Ludwig Schneider: Klopstock und die Erneuerung der deutschen Dichtersprache im 18. Jahrhundert, Heidelberg 1960, S. 33–34, S. 83 u. ö., für das Zitat S. 83. Schneiders Überlegungen zur aufgestauten und sich entladenden Bewegungsenergie bei Klopstock folgen Anregungen von Irmgard Böger: Bewegung als formendes Gesetz in Klopstocks Oden, Berlin 1939. Vgl. in diesem Sinne auch, im Anschluss an Schneider, Winfried Menninghaus: Klopstocks Poetik der schnellen „Bewegung“, in: Friedrich Gottlieb Klopstock: Gedanken über die Natur der Poesie. Dichtungstheoretische Schriften, hg. v. Winfried Menninghaus, Frankfurt/Main 1989, S. 259–361, hier: S. 272–277.

¹¹ Heinrich Küntzel: Essay und Aufklärung. Zum Ursprung einer originellen deutschen Prosa im 18. Jahrhundert, München 1969, S. 47–50, S. 64–69 (bes. zu den „Einfällen“ und zum Launigen), S. 91, S. 160–168.

¹² Hans Adler: Die Prägnanz des Dunklen. Gnoseologie – Ästhetik – Geschichtsphilosophie bei Johann Gottfried Herder, Hamburg 1990, S. 92, S. 94.

¹³ Ebd., S. 91–92. Der Zusammenhang zwischen dem stilistischen Begriff des Körnigen und dem philosophischen Begriff der Prägnanz wird besonders deutlich bei Georg Friedrich Meier: Anfangsgründe aller schönen Wissenschaften, Bd. 1, Halle 1748, § 126, S. 270–271: „Alle Begriffe, die vieles in sich enthalten [...], heißen *nachdrückliche Begriffe* (*conceptus praegnantes*) [...]. Dergleichen Begriffe, die gleichsam trüchtig sind, verursachen *das Körnichte in unsern Gedanken*.“

zu suchen ist. Im Folgenden möchte ich der Konstellation von Kürze und Kraft sowie der von Adler erwähnten Assoziation des Körnigen mit dem Konkreten nachgehen und die semantischen Implikationen des Metaphernfeldes weiter entfalten.¹⁴ Ausgehend von einer stilsoziologischen Beobachtung, die Theodor W. Adorno in seinem Nachwort zu Walter Benjamins Briefbuch „Deutsche Menschen“ formuliert, werde ich diese Konstellation exemplarisch in Texten von Johann Christoph Adelung, Breitinger, Gottfried Wilhelm Leibniz und Herder aufsuchen. In dieser historischen Tiefenbohrung werden die von Schneider, Küntzel und Adler eröffneten Zugänge zur Stilistik um eine ökonomische Perspektive erweitert.

I. Kürze und bürgerliche Notdurft: Kant, Benjamin, Adorno

Walter Benjamin publizierte seine kaum mehr als hundert Seiten umfassende Briefsammlung „Deutsche Menschen“ erstmals 1936 im Schweizer Exil unter dem Pseudonym Detlef Holz; 1962 wurde das Buch von Suhrkamp neu aufgelegt.¹⁵ Das Nachwort, das Adorno für die Neuauflage verfasste, ging 1965 in den dritten Band seiner „Noten zur Literatur“ ein.¹⁶ Adorno beschreibt Benjamins Briefbuch darin als eine Flaschenpost: Während der Titel „Deutsche Menschen“ dazu bestimmt gewesen sei, den Import des Buchs ins Dritte Reich zu ermöglichen, enthülle das Motto „Von Ehre ohne Ruhm – Von Größe ohne Glanz – Von Würde ohne Sold“ seinen oppositionellen Charakter.¹⁷ Mit seiner Briefauswahl, so Adorno, habe Benjamin auf eine untergründige, vom Nationalsozialismus nicht zu vereinnahmende Tradition der Sachlichkeit hinweisen wollen, die jeder Art des ideologischen Scheins entbehre.¹⁸ Adorno versteht diese Sachlichkeit – er spricht auch von „Nüchternheit, „Gegenständlichkeit“ oder „Konkretion“¹⁹ – als eine spezifisch bürgerliche Eigenschaft, die sich der Erfahrung der Notdurft verdanke. Die Notdurft und die daran geknüpfte Erfahrung der eigenen Fehlbarkeit bilde eine Grundbedingung von Humanität und finde ihr sprachliches Äquivalent in der Kürze, im Lakonismus, dem,

¹⁴ Eine erste Version dieser Überlegungen habe ich im Wintersemester 2020/21 als Fellow der DFG-Kolleg-Forschungsgruppe „Imaginarien der Kraft“ erarbeitet und im Rahmen der Ringvorlesung „Dunkle Kräfte. Reflexionen einer diffusen Größe in Literatur und Kunst“ an der Universität Hamburg vorgestellt.

¹⁵ Deutsche Menschen. Eine Folge von Briefen, Auswahl und Einleitungen von Detlef Holz, Luzern 1936; Deutsche Menschen. Eine Folge von Briefen, ausgewählt und eingeleitet von Walter Benjamin, mit einem Nachwort von Theodor W. Adorno, Frankfurt/Main 1962. Die 1936 gesammelt publizierten Briefe erschienen 1930/31 bereits einzeln in der „Frankfurter Zeitung“.

¹⁶ Theodor W. Adorno: Zu Benjamins Briefbuch „Deutsche Menschen“, in: Ders.: Gesammelte Schriften, hg. v. Rolf Tiedemann, Bd. 11: Noten zur Literatur, 4. Aufl., Frankfurt/Main 2012, S. 686–692.

¹⁷ Ebd., S. 686.

¹⁸ Ebd., S. 687.

¹⁹ Ebd., S. 688, S. 690.

gerade weil er auf alles Überflüssige verzichte, eine besondere Kraft innewohne. In Adornos Worten:

Nichts anderes kann damit gemeint sein, als daß die bürgerliche Notdurft, welche die Subjekte in ihren Umkreis bannt und in sich selbst modelt, eine Zeitlang ihnen jene Konkretion verliert, die dann im Zustand losgelassener Produktion zerfiel, in dem sie nur noch Objekt sind, Konsumenten. Alle humanen Eigenschaften bilden sich in solcher Konkretion. In ihrer gesellschaftlichen Entstellung werden die Menschen der eigenen Fehlbarkeit inne, und das eigentlich ist das Humane. [...] Die sprachliche Form der bedeutenden Nüchternheit ist der Lakonismus. Überflüssiges wird fortgelassen, aber das Fortgelassene zum Unsagbaren erhöht durch die Kraft, die es ins Wort ausstrahlt [...]. So nahe ist der Lakonismus seiner Sache, daß diese gleichsam zum Diesda zusammenschumpft. In diesem Schrumpfsprozeß wird sie aber zu mehr als bloß sie selber.²⁰

Gegen das falsche Pathos nationalsozialistischer Rhetorik setzt Adorno hier einen Stil, der seine Kraft gerade der Abwesenheit von Pathos verdankt. Die von Benjamin versammelten Briefe, so seine These, beschränken sich auf das Notwendigste; sie sagen gerade so viel, wie nötig ist. Die Sprache sei so sachlich, dass sie sich den Dingen unmittelbar anschmiege, und dadurch ‚schrumpfe‘ die Sache, um die es geht, zum „Diesda“ zusammen. Aber, so die dialektische Wende in Adornos Argumentation, gerade „[i]n diesem Schrumpfsprozeß“ werde sie „zu mehr als bloß sie selber“, oder, wie es im vorangehenden Satz heißt, werde „das Fortgelassene zum Unsagbaren erhöht durch die Kraft, die es ins Wort ausstrahlt“.²¹

Was sich in Adornos Darstellung trotz der anschaulichen Metapher des ‚Schrumpfens‘ vergleichsweise abstrakt liest, lässt sich konkreter an einem Brief Johann Heinrich Kants an seinen Bruder Immanuel nachvollziehen, dem Benjamin eine kurze Einleitung voranstellt. Sie beginnt mit einem Zitat aus Johann Gottfried Hasses Beschreibung vom Haus des Philosophen am Königsberger Schlossgraben, das als schlicht und unverziert, ja beinahe asketisch dargestellt wird, in dem Kant seine Besucher aber freundlich und ohne Umstände empfangen habe.²² Das bürgerliche Milieu – in Adornos Formulierung: die Notdurft –, aus

²⁰ Ebd., S. 691.

²¹ Die von Adorno dialektisch ins Wachsen gewendete Metapher des Schrumpfens im Zusammenhang mit Kürze und Konkretion lässt sich aus der Etymologie des Wortes ‚konkret‘ herleiten: Das lateinische *concretum* ist das Partizip Perfekt Passiv des Verbs *concrecere*, „in sich *zusammenwachsen*, [...] *sich verdichten* = *gerinnen, erhärten, starren*“, auch „*sich verdunkeln*“, „*sich zusammenziehen*“. Art. *concreco*, in: Karl Ernst Georges: Ausführliches lateinisch-deutsches Handwörterbuch, 6. Aufl., Bd. 1, Leipzig 1869, Sp. 1037–1038.

²² Walter Benjamin: Deutsche Menschen. Eine Folge von Briefen, Auswahl und Einleitungen von Detlef Holz, in: Ders.: Gesammelte Schriften, unter Mitwirkung v. Theodor W. Adorno, Gershom Scholem, hg. v. Rolf Tiedemann, Hermann Schweppenhäuser, Bd. 4, hg. v. Tillman Rexroth, Frankfurt/Main 1991, S. 149–233, hier: S. 156. Zu Benjamins Quelle (Johann Gottfried Hasse: Letzte Äußerungen Kant's von einem seiner Zeitgenossen, Königsberg 1804, S. 6–7) vgl. den Stellenkommentar ebd., S. 956.

dem heraus sich die idealistische Philosophie entfaltet, materialisiert sich hier in räumlicher Beschränktheit und Kargheit. „Kurz, wo von Humanität die Rede ist“, so Benjamin, „da soll die Enge der Bürgerstube nicht vergessen werden, in die die Aufklärung ihren Schein warf.“²³ Im Brief wird die Übertragbarkeit dieses Motivs auf die Sprache unmittelbar sinnfällig: Johann Heinrich Kant, der sich selbst als „Volkslehrer einer Bauerngemeinde“ bezeichnet,²⁴ entwirft in wenigen Worten ein Bild seiner aktuellen bescheidenen Lebenssituation und bittet seinen berühmten Bruder um eine kurze Nachricht über dessen Wohlergehen. Er schreibt:

Wohlan liebster Bruder! So lakonisch als Du nur immer willst (ne in publica Commoda pecces, als Gelehrter und Schriftsteller), lass es mir doch wissen, wie Dein Gesundheitszustand bisher gewesen, wie er gegenwärtig ist, was Du als Gelehrter zur Aufklärung der Welt und Nachwelt noch in Petto habest. Und dann, wie es meinen noch lebenden lieben Schwestern und den Ihrigen, wie es dem einzigen Sohne meines seligen verehrungswürdigen väterlichen Onkels Richter gehe. Gerne bezahle ich Postgeld für Deinen Brief und sollte er auch nur eine Oktavseite einnehmen.²⁵

Johann Heinrich Kant begründet die Lakonie, die er seinem Adressaten zugesteht, seinerseits lakonisch, mit einem Horaz-Zitat: „ne in publica Commoda pecces“. Das an Augustus gerichtete erste Briefgedicht im zweiten Buch von Horaz’ „Epistulae“ beginnt mit dem Vorsatz, sich kurz zu fassen, um den Kaiser im Sinne des Staatswohls nicht von seinen Regierungsgeschäften abzulenken.²⁶ An die Stelle der staatstragenden Aufgaben des römischen Kaisers tritt im Brief von Kants Bruder die verantwortungsvolle Funktion des Philosophen für die bürgerliche Öffentlichkeit. In der Rücksicht auf dessen Zeitknappheit sowie im Angebot, das Porto für den Antwortbrief zu übernehmen, „und sollte er auch nur eine Oktavseite einnehmen“, werden bürgerliches Ethos, Zeitökonomie, Sparsamkeit und Lakonie zu einer einzigen lakonischen Formel verdichtet.

II. Kürze, Kraft und Geld: Breitinger und Adellung

Dass Kürze als ein spezifisch bürgerliches Stilprinzip aufgefasst wird, ist keineswegs selbstverständlich. Wie Wilhelm Kühlmann gezeigt hat, war die *brevitas*

²³ Ebd., S. 157.

²⁴ Ebd., S. 158.

²⁵ Ebd.

²⁶ „Cum tot sustineas et tanta negotia solus, / [...] in publica commoda peccem, / si longo sermone morer tua tempora, Caesar“, „Da du so viele Regierungsgeschäfte allein zu tragen hast, / [...] würde ich mich gegen das Gemeinwohl versündigen, Caesar, wenn ich deine kostbare Zeit durch eine weitschweifige Plauderei in Anspruch nähme“. Horaz: Satiren und Briefe, Lateinisch und Deutsch, nach der Übers. v. Otto Schönberger überarbeitet u. m. Anm. versehen v. Friedemann Weitz, hg. v. Thomas Baier, Kai Brodersen, Martin Hose, Darmstadt 2015, S. 180–181.

im späten 16. und 17. Jahrhundert im Gegenteil ein höfisches Stilideal, das mit fürstlicher Souveränität und Machtfülle, sozialer Distinktion und administrativer Effizienz assoziiert wurde. Richtungweisend dafür wirkte der flämische Philologe, Humanist und Philosoph Justus Lipsius, der in seiner „Politica“ von 1589 die Kürze als Stilprinzip obrigkeitlicher Befehle und Vorschriften, Wortreichtum dagegen als sprachlichen Habitus des untergebenen Bittstellers darstellte.²⁷ Kürze erscheint in diesem Zusammenhang als verbale Strategie des Fürsten, der sich keine Blöße geben darf und sich deshalb einer orakelhaften Sprache bedient, die „mehr verhüllt, als sie offenbart“.²⁸ Die Kraft der Kürze wird dementsprechend weniger in der Klarheit, Direktheit und Konkretion beziehungsweise – nach Adornos negativer Dialektik – im Zur-Schau-Stellen der Dürftigkeit gesehen als im Halbdunkel des Orakelspruchs oder in der ingeniosen Pointe.²⁹ Für den frühneuzeitlichen Fürsten ist sprachliche Kürze eine Waffe und ein Machtinstrument.³⁰

Die höfische *brevitas* geht auf lateinische Stiltraditionen zurück, vor allem auf Salust, Tacitus und Seneca.³¹ Ihre bürgerliche Neuinterpretation, an die Adornos Interpretation der von Benjamin gesammelten Briefe anknüpft, setzt im späten 17. Jahrhundert ein, und zwar mit den aufklärerischen Bemühungen um die Pflege der deutschen Schriftsprache. Noch Georg Philipp Harsdörffer, Mitglied der Fruchtbringenden Gesellschaft, bezeichnet die Kürze der Rede im dritten Teil seines „Poetischen Trichters“ von 1653 als „nothwendige Zier“ der Fürsten und Hofleute.³² Wenn Breitinger dagegen 1740 in seiner „Critischen Dichtkunst“ von „Machtwörtern“ spricht, so versteht er darunter zwar Wörter, die einen prägnanten und bündigen Stil befördern, verbindet damit aber nicht mehr die politische Macht des Fürsten oder die strategische Klugheit höfischer

²⁷ Vgl. Wilhelm Kühlmann: *Brevitas und politische Rhetorik. Anmerkungen zur stilistischen Pragmatik des 17. Jahrhunderts*, in: *Sprachliche Kürze. Konzeptuelle, strukturelle und pragmatische Aspekte*, hg. v. Jochen A. Bär, Thorsten Roelcke, Anja Steinhauer, Berlin 2007, S. 89–101, hier: S. 91, sowie ausführlicher ders.: *Gelehrtenrepublik und Fürstenstaat. Entwicklung und Kritik des deutschen Späthumanismus in der Literatur des Barockzeitalters*, Tübingen 1982, 214–255, hier: S. 235.

²⁸ Kühlmann: *Brevitas* [Anm. 27], S. 94, Kühlmann: *Gelehrtenrepublik* [Anm. 27], S. 238.

²⁹ Vgl. Kühlmann: *Brevitas* [Anm. 27], S. 89, S. 91, S. 94, Kühlmann: *Gelehrtenrepublik* [Anm. 27], S. 221, S. 228–234, S. 236.

³⁰ Vgl. Kühlmann: *Brevitas* [Anm. 27], S. 93–95, Kühlmann: *Gelehrtenrepublik* [Anm. 27], S. 237–239.

³¹ Vgl. Kühlmann: *Brevitas* [Anm. 27], S. 89–91, Kühlmann: *Gelehrtenrepublik* [Anm. 27], S. 215, S. 242.

³² Georg Philipp Harsdörffer: *Prob und Lob der Teutschen Wolredenheit. Das ist: deß Poetischen Trichters Dritter Theil*, Nürnberg 1653, S. 67. Vgl. Kühlmann: *Brevitas* [Anm. 27], S. 93, Anm. 13, Kühlmann: *Gelehrtenrepublik* [Anm. 27], S. 237, Anm. 143.

Beamter.³³ Für Breitingen hat die Kraft der Wörter primär mit ihrem inneren Wert zu tun; sie ist dem Wert von Goldmünzen vergleichbar – ich werde darauf noch zurückkommen. Wie sich zeigen wird, ist der bürgerliche Diskurs über die Kraft der Kürze im 18. Jahrhundert weniger ein Diskurs über Notdurft und Sparsamkeit als ein Diskurs über den Reichtum der Sprache. Eine offensichtliche Gemeinsamkeit zwischen Adornos Verständnis bürgerlicher Lakonie und dem deutschsprachigen *brevitas*-Diskurs des 18. Jahrhunderts besteht jedoch in der Beziehung zum Geld und zur Ökonomie.

Am systematischsten wurde das Stilprinzip der *brevitas* im 18. Jahrhundert vermutlich von Johann Christoph Adelung abgehandelt, der die kursierenden Topoi zur Kürze im ersten Band seines dreibändigen Lehrwerks „Ueber den Deutschen Styl“ von 1785 prägnant zusammenfasst. Die Kürze wird bei Adelung unter dem Begriff ‚Präcision‘ als sechste von zehn allgemeinen Eigenschaften des schönen Stils behandelt. Er definiert sie wie folgt:

*Die Präcision des Styles ist diejenige Vollkommenheit, nach welcher jeder Begriff in der bündigsten Kürze dargestellt, folglich alles Ueberflusses, oder alles dessen entladen wird, was nach der jedesmahligen Absicht nicht unmittelbar zur möglichsten Verständlichkeit, oder zum nothwendigen Schmucke gehört.*³⁴

Dieser Sacherklärung stellt Adelung eine etymologische Erläuterung zur Seite, die auch einige Synonyme umfasst – darunter fällt u. a. das ‚Körnige‘:

Praecisio kommt von *praecidere* her, und bezeichnet eigentlich die Abschneidung alles Ueberflusses. Indessen verstanden die Römer unter diesem Ausdrucke nicht allemahl das, was wir hier darunter begreifen; denn dem Cicero und Quintilian ist die *Praecisio* mehr eine rednerische Figur, welche wir im Folgenden unter dem Nahmen der *Abgebrochenheit* werden kennen lernen. Im Deutschen haben wir keinen Ausdruck, der den oben gegebenen Begriff genau ausdrückte. *Kürze*, *gedrängte Kürze*, *bündige Kürze*, *Bündigkeit*, sagen alle etwas, aber nicht alles. *Körnige* oder *kernhafte Kürze* kommt dem Begriffe noch am nächsten, nur daß in dem ersten Worte die Metapher ein wenig zu dunkel ist. Es scheint mir daher am schicklichsten zu seyn, den Lateinischen Ausdruck zu behalten.³⁵

Entscheidend für die Wahl des Begriffs ‚Präcision‘ anstelle von ‚Kürze‘ oder ‚Lakonie‘ scheint für Adelung zu sein, dass Kürze in seinen Augen kein absolutes Qualitätskriterium sein kann, sondern immer in Relation zu den anderen Eigenschaften des schönen Stils, insbesondere zur Sprachrichtigkeit und zur Klarheit gesehen werden muss. Von der stets anzustrebenden ‚Präcision‘ im Sinne eines Abschneidens des Überflüssigen wird deshalb die mit der Ellipse

³³ Johann Jacob Breitingen: *Critische Dichtkunst*, mit einem Nachwort v. Wolfgang Bender, Bd. 2, Zürich, Leipzig 1740 (Nachdruck Stuttgart 1966), S. 42–90.

³⁴ Johann Christoph Adelung: *Ueber den Deutschen Styl*, Erster Theil, Berlin 1785, S. 190.

³⁵ Ebd., S. 191.

verwandte Figur der Abgebrochenheit³⁶ und weiter unten auch die „*lakonische Kürze*“ unterschieden, bei der „auch nothwendige Bestimmungen und Umstände abgeschnitten“ werden.³⁷ Die von Adeling als besonders treffend gewürdigte, aber letztlich als „zu dunkel“ verworfene Metapher des Körnigen weist außerdem darauf hin, dass die Kürze als Stildeal nicht nur negativ über das Fehlende oder Abgeschnittene, sondern auch positiv über eine bestimmte Qualität des Vorhandenen bestimmt werden kann.

Bevor ich der Metapher des ‚Körnigen‘ ausführlicher nachgehe, möchte ich noch belegen, dass sich die Kürze bei Adeling auch mit den Attributen der Kraft und Konkretion verbindet. Im Anschluss an die oben zitierte Definition der ‚Präcision‘ führt Adeling aus, auf welchen Ebenen des sprachlichen Ausdrucks Überflüssiges eingespart werden kann: auf der Ebene einzelner Silben und Wörter, etwa durch das Reduzieren von Pleonasmen und Synonymen, aber auch auf der übergeordneten Ebene der Sätze und Gedanken. Hier müsse das Ziel darin bestehen, Weitschweifigkeit zu vermeiden, weil diese den Stil im Ganzen schwäche:

Der Fehler wider die Präcision des ganzen Gedanken, folglich auch der Sätze und Perioden, wird *die Weitschweifigkeit* genannt, wenn nemlich der Ausdruck mehr Ausdehnung hat, als es so wohl die Natur der Sache, als auch die jedesmahlige vernünftige *Absicht* des Schriftstellers erfordert. Ihre Unterarten sind *das Gedehte*, *das Wässerige* und *Kraftlose*, und *das Schleppende*.³⁸

Die am Ende des Zitats genannten Unterarten der Weitschweifigkeit – das Gedehte, das Wässerige und Kraftlose sowie das Schleppende – werden nicht systematisch unterschieden und ausbuchstabiert. Adeling geht jedoch auf verschiedene Fehler ein, die zur Weitschweifigkeit führen und eine entsprechende Schwächung des Ausdrucks zur Folge haben. Ich zitiere nur zwei davon:

2. Wenn man einen Gedanken zu weit ausdehnt, ihm durch den Ausdruck mehr Umfang gibt, als zur jedesmahligen Absicht erfordert wird. [...] Es kann dieses mit an sich guten Gedanken geschehen, welche dadurch *wässerig* werden, und alle Kraft verliehren, weil der starke Eindruck, den sie machen könnten, dadurch in mehrere schwache vertheilt, und folglich entkräftet wird.³⁹

3. Wenn man einen Begriff anstatt ihn mit einem schicklichen Worte bey seinem wahren Nahmen zu nennen, durch unnöthige Umschreibungen und Beschreibungen schwächt; eigentlich ein Fehler wider die *Bestimmtheit*.⁴⁰

Hier lassen sich deutliche Parallelen zu Adornos Konzept des Lakonismus erkennen: Das Wort ‚Bestimmtheit‘, das Adeling an dieser Stelle als Gegenbegriff zu ‚Vagheit‘ verwendet, ist ein deutsches Synonym für ‚Konkretion‘. Versteht

³⁶ Ebd., S. 191, S. 463–466.

³⁷ Ebd., S. 207.

³⁸ Ebd., S. 197.

³⁹ Ebd., S. 198.

⁴⁰ Ebd., S. 198–199.

man ‚konkret‘ entsprechend der lateinischen Etymologie im Sinne von ‚fest‘, ‚hart‘, oder ‚verdichtet‘, so ist damit genau das Gegenteil von ‚wässrig‘ bezeichnet.⁴¹ Als ein Verfahren der Verdichtung geht der Lakonismus auf metaphorischer Ebene mit einer Verfestigung einher – jedenfalls wenn das, was nach dem Wegschneiden des Überflüssigen übrigbleibt, für sich genommen Substanz hat. Genau dies deutet Adelung mit der Metapher des Körnigen an. Erhellend ist in diesem Zusammenhang der Artikel „Körnig“ im zweiten Band seines „Grammatisch-kritischen Wörterbuchs der Hochdeutschen Mundart“ von 1796:

Körnig, -er, -ste, adj. et adv. ein Korn oder Körner habend. 1. Eigentlich. Körniges Gold, welches in Körnern bestehet. Das Baumöhl, das Schmalz wird körnig, wenn es erhartet. So auch grobkörnig, aus groben Körnern bestehend, feinkörnig, kleinkörnig u.s.f. 2. Figürlich. 1) Das Fleisch ist körnig, wenn es aus festen, derben und dabey nahrhaften Theilen bestehet, wofür man auch kernig, und kernhaft sagt. 2) Ein körniger Vortrag, ein kurzer und dabey lehrreicher und nachdrücklicher Vortrag. Ein körniger Styl. Ein körniger Gedanke, ein auserlesener nachdrücklicher Gedanke, welcher nicht allein den Gegenstand vorstellet, sondern auch die Art und Weise, wie er da ist. Vielleicht würde es in dieser Bedeutung richtiger kernig lauten, von kernen, auskernen, auslesen; es müßte denn so wie kernen in dieser Bedeutung ein Intensivum von köhren, wählen, auslesen, seyn. Im Oberd. lautet es in dieser Bedeutung kirnicht.⁴²

Adelung trennt hier scharf zwischen der wörtlichen Bedeutung von ‚körnig‘, die sich auf eine bestimmte Konsistenz, Struktur oder Partikelgröße, also eine Materialeigenschaft bezieht, und der übertragenen Bedeutung, unter die er einerseits die Konsistenz beziehungsweise den Nährwert des Fleisches, andererseits den körnigen Vortrag, Stil oder Gedanken subsumiert. Die Worterklärung zum körnigen Vortrag stimmt weitgehend mit dem überein, was wir über den körnigen Stil bereits wissen: Es handelt sich um einen „kurze[n] und dabey lehrreiche[n] und nachdrückliche[n] Vortrag“, und analog dazu ist ein körniger Gedanke „ein auserlesener nachdrücklicher Gedanke“. Adelung betont besonders den Aspekt des Auserlesenen, den er etymologisch über das Verb ‚köhren‘ (‚wählen‘, ‚auslesen‘) herleitet. Die naheliegende Möglichkeit, die Metapher über die Implikationen des Harten, Hochwertigen und Nahrhaften zu erklären, nutzt er erstaunlicherweise nicht, obwohl der Wortgebrauch, wie wir noch sehen werden, durchaus dafür spricht. Auch das Bild der körnigen Konsistenz lässt sich auf den Stil übertragen, wenn man sich die Wörter als Körner

⁴¹ Zur Etymologie des Wortes ‚konkret‘ s. o., Anm. 21. Als Antonyme zu *concrecere* beziehungsweise *concrevisse* nennt Georges u. a. die Verben *extenuari* (‚verdünnen‘, ‚ausdehnen‘, ‚schwächen‘), *liquescere* (‚flüssig-, fließend werden, schmelzen‘) und *fluere* (‚fließen‘). Vgl. Georges [Anm. 21], Bd. 1, Sp. 1037.

⁴² Art. Körnig, in: Johann Christoph Adelung: Grammatisch-kritisches Wörterbuch der Hochdeutschen Mundart, mit beständiger Vergleichung der übrigen Mundarten, besonders aber der Oberdeutschen, Bd. 2, Leipzig 1796, Sp. 1725.

vorstellt, die nicht in einer wässrigen Flüssigkeit schwimmen, sondern ein stabiles Aggregat oder, in die Zeit projiziert, eine dichte Abfolge sich stauender und entladender Bewegungsimpulse bilden.⁴³

Wer Adelungs Wörterbuch dazu nutzen möchte, die Metapher des Körnigen auf eigene Faust zu deuten, findet unter den Lemmata „Korn“ und „Kern“ eine Fülle von Anregungen. Um nur einige herauszugreifen: Unter dem ‚Korn‘ des Goldes kann nicht nur die Form verstanden werden, in der das Gold aufgefunden wird, sondern auch „die innere Güte der Münzen“.⁴⁴ So bezieht sich der Ausdruck „von gutem Schrot und Korn“ auf das Gewicht und den Goldbeziehungswise Silbergehalt der Münze.⁴⁵ Neben der Metallurgie und Numismatik verbindet sich mit den Wörtern ‚Korn‘ und ‚Kern‘ aber bekanntlich noch ein zweites großes Bedeutungsfeld, das unter dem Lemma „Körnig“ ebenfalls nicht expliziert wird: „Auch die kleinen Samenkörper des Gewächsreiches können Körner genannt werden“,⁴⁶ und ‚Korn‘ ist auch ein Synonym „für Getreide überhaupt“.⁴⁷ Nimmt man die von Adelung genannten Synonyme ‚kernhaft‘ und ‚kernig‘ hinzu, so erweitert sich das Spektrum der Samen noch um die Kerne aller Arten von Früchten, die aufgrund ihres Nährwerts ebenso wie ihrer Funktion für die Fortpflanzung als kraftvoll betrachtet werden können. Figürlich steht ‚Kern‘, wie Adelung unter dem entsprechenden Lemma betont, für „das Beste, Kräftigste eines Dinges“.⁴⁸ So führt das „beste, feinste und weißeste Mehl den Nahmen des Kernes oder des Kernmehles“.⁴⁹ Auch „das beste geschiedene Erz im Bergbaue“ und die „beste ausgesuchte Waare unter mehrern“ wird als ‚Kern‘ bezeichnet⁵⁰ – womit wir uns der Bedeutung des Auserlesenen wieder annähern.

Zu dem von Adelung bevorzugten Stil-Begriff der ‚Präcision‘ verhält sich der Begriff des ‚körnigen Stils‘ also gewissermaßen komplementär: Er bezeichnet die positive Qualität der Wörter und Gedanken, die nicht der Kürzung zum Opfer fallen sollen, sondern den inneren Gehalt der Rede ausmachen und dafür sorgen, dass die Kürze tatsächlich eine kraftvolle ist.

Wörter, die besonders dazu geeignet sind, dem Stil eine solche ‚körnige‘ Qualität zu verleihen, bezeichnet Johann Jacob Breitinger in seiner „Critischen Dichtkunst“ als ‚Machtwörter‘. Dass dabei nicht an die politische Macht des Fürsten zu denken ist, wurde bereits erwähnt. Als ‚Machtwörter‘ definiert

⁴³ Vgl. Schneider [Anm. 10], S. 83–84. Schneider spricht in Bezug auf Klopstocks Komposita auch von der „zusammengeballte[n] Wortmasse“, ebd., S. 52.

⁴⁴ Adelung [Anm. 42], Sp. 1722.

⁴⁵ Ebd., S. 1722–1723.

⁴⁶ Ebd., S. 1722.

⁴⁷ Ebd., S. 1723.

⁴⁸ Art. Kern, in: Adelung [Anm. 42], Sp. 1554.

⁴⁹ Ebd.

⁵⁰ Ebd.

Breitinger „eben solche, die einen weitläufigen und in allen Stücken genau ausgemachten Begriff bezeichnen, welche hiemit viel gedencken lassen, und ein Ding mit besonderm Nachdruck zu verstehen geben“.⁵¹ Machtwörter bilden gewissermaßen das Gegenstück zu Adelungs ‚Weitschweifigkeit‘: Während der weitschweifige Stil mit vielen Worten wenig ausdrückt, gibt das Machtwort für sich allein viel zu denken. ‚Weitläufig‘ sind hier also nicht die Wörter und Sätze, die aufzuwenden sind, um einen am Ende vielleicht nur vage und unklar gefassten Gedanken darzustellen, ‚weitläufig‘ ist vielmehr der „genau ausgemachte[]“ Begriff, zu dessen Bezeichnung ein einziges Machtwort ausreicht. Breitinger verdeutlicht dieses Konzept durch eine Analogie, die im Rekurs auf die alltägliche Erfahrung sinnfällig macht, was hier unter ‚Nachdruck‘ zu verstehen ist. Sie zeigt zugleich, dass die Theorie des Machtworts implizit auch eine Theorie der Kürze ist:

Man kan freylich einen spitzigen Nagel mit vielen mühsam wiederholten Schlägen eben so tief in eine Wand hineintreiben, als mit dem einzigen Schläge einer starcken Faust; aber der Nachdruck muß ohne Vergleichung stärker seyn, wenn der Nagel auf einen Schlag eben so tief hineindringen soll, und er wird dann auch viel fester stecken. Wörter, welche viele ausgemachte Begriffe enge zusammenschliessen, und also viel gedencken lassen, machen eine Rede kräftig, und beschäftigen das Gemüthe des Lesers mit vielem Nachdencken; hingegen muß eine Rede, die aus lauter Erklärungen und Umschreibungen zusammengesetzt ist, nothwendig matt und kraftloß werden.⁵²

Die Macht der Wörter wird hier mit der Effizienz körperlicher Arbeit verglichen. Der Leser, so scheint Breitinger anzunehmen, kann sich die Wirkung eines Machtworts konkret vorstellen, wenn er daran denkt, wie es sich anfühlt, einen Nagel in die Wand zu schlagen.⁵³ In eine ähnlich materielle Richtung weist der folgende, sich im Text unmittelbar anschließende Vergleich, der auf denselben Bildbereich rekurriert wie die Metapher des körnigen Stils:

Derowegen wäre es eben so lächerlich, wenn man den Reichthum der deutschen Sprache nur nach der Anzahl der Wörter, und nicht vielmehr nach der Kraft der Bedeutungen schätzen wollte, als wenn man den Reichthum an Barschaft nicht nach dem innerlichen Werth des Metalls und nach dem Gewichte der Stücke, sondern bloß nach ihrer Zahl ausrechnen wollte. So unanständig und bettelhaft es lassen würde, wenn einer ein Geschenke von etlichen güldenen Carln im Werth, an einen Gönner zur Bezeugung seiner Unterthänigkeit schicken wollte, so er solches an lauter kleiner Scheidemünze, wiewohl in seinem vollen Werthe, ausmachen würde, eben so bettlerisch ist es, wenn eine Sprache die Leser mit einem matten und weitläufigen Geschwätze bezahlen muß, weil sie an solchen Wörtern Mangel leidet, welche an dem Nachdrucke ihrer Bedeutungen weit-

⁵¹ Breitinger [Anm. 33], S. 50.

⁵² Ebd., S. 58.

⁵³ Vgl. zu dieser Textstelle aus Breitingers „*Critischer Dichtkunst*“ auch den Beitrag von Cornelia Zumbusch in diesem Band, S. 203–204.

schweifigen Erklärungen und Umschreibungen gleichkommen und eben so viel gelten. Diese Vorstellung sollte schon vermögend seyn, die deutschen Redner und Poeten aufzumuntern, daß sie sich angelegen seyn liessen, den Reichthum unserer Sprache mit einem ernstlichern Fleisse zu erhalten und zu vermehren.⁵⁴

Mit der Gegenüberstellung von „güldenem Carln“ und „kleiner Scheidemünze“ spielt Breitinger auf ebenjenes ‚Korn‘ an, das den Edelmetallgehalt der Münzen angibt. Scheidemünzen sind Münzen, deren Metallwert – in Breitingers Formulierung der ‚innerliche Wert‘ – unter dem aufgeprägten Nennwert liegt.⁵⁵ Im 18. Jahrhundert verstand man darunter insbesondere ‚kleine‘ Münzen, die das Bezahlen oder Herausgeben geringer Beträge ermöglichten, sodass Käufer und Verkäufer voneinander ‚scheiden‘ konnten.⁵⁶ Im Gegensatz zu den Scheidemünzen ist das Machtwort in Breitingers Verständnis also ‚körnig‘ in dem Sinne, dass es nicht nur der Prägung, sondern auch dem Material nach wertvoll ist, d. h. aufgrund seiner semantischen Prägnanz an die Stelle weitschweifiger Erörterungen treten kann. In soziologischer Hinsicht invertiert Breitingers Gleichnis die von Lipsius getroffene Zuordnung von subalternem Wortreichtum und obrigkeitlicher Kürze: Die Person, die ihrem „Gönner“ hier mit einem Geldgeschenk ihre Untertänigkeit bezeugt, legt Wert darauf, nicht „bettelhaft“ zu erscheinen, deshalb kommt sie nicht mit einem Haufen Kleingeld an, sondern stellt ihren Reichtum aus, indem sie mit Goldmünzen, dem pekuniären Äquivalent der Machtworte zahlt. Breitingers ‚Untertan‘ ist kein kriechender Bittsteller, sondern ein selbstbewusster, ebenso gutbetuchter wie sprachmächtiger Bürgersmann, der sich seinen Reichtum, so darf man annehmen, mit der Kraft seiner Hände erarbeitet hat – jedenfalls weiß er, wie man einen Nagel so in die Wand schlägt, dass er hält.

Diesen bürgerlichen Wertvorstellungen entspricht Breitingers Auffassung, dass der Reichtum der Sprache „mit einem ernstlichern Fleiße zu erhalten und zu vermehren“ sei. Vordergründig hat Breitinger hier den Fleiß der Gelehrten und Dichter im Auge. Letztlich sieht er den Wortreichtum einer Sprache jedoch als eine Folge handwerklicher und kommerzieller Betriebsamkeit:

Anbelangend den Reichthum und die Menge an Wörtern, wodurch gantz verschiedene Dinge und Begriffe absonderlich bezeichnet werden, so muß ich hier nicht vorbegehen zu sagen, daß ich vornehmlich diejenigen Sprachen für die reichsten und vollkommensten halte, die das Glück gehabt, daß sie von berühmten Völkern angebauet worden, bey denen die mechanischen Künste,

⁵⁴ Breitinger [Anm. 33], S. 58–59.

⁵⁵ Vgl. Art. Scheidemünze, in: Wikipedia, https://de.wikipedia.org/wiki/Scheidemünze#cite_ref-2 (zuletzt 05.01.2023).

⁵⁶ Vgl. Art. Die Scheidemünze, in: Johann Christoph Adelung: Grammatisch-kritisches Wörterbuch, 2., verm. u. verb. Aufl., Bd. 3, Leipzig 1798, Sp. 1396. Vgl. auch Art. Müntze (kleine) oder Scheide-Müntze, in: Johann Heinrich Zedler: Grosses vollständiges Universal-Lexicon aller Wissenschaften und Künste, Bd. 22, Leipzig, Halle 1739, Sp. 504.

Handwercke, Manufacturen, Commerciën, und andere Friedens-Künste bey Zeiten im Flor gestanden waren, welche also Gelegenheit gehabt haben, sich eben so wohl durch ihren Verstand, als die Leibeskräfte in Ansehen zu setzen. Die Sprache eines solchen Volcks muß nothwendig an eigenen Stamm- und Wurtzel-Wörtern vor andern reich werden, und den Stof zu unzählbaren Ableitungen an die Hand geben.⁵⁷

III. Arbeit an der deutschen Sprache: Leibniz und Herder

Der Reichtum an Wörtern spiegelt in Breitingers Sicht den Reichtum an Dingen und Fertigkeiten wider, den eine Gesellschaft erworben hat und kultiviert. Dieselbe Auffassung hatte vierzig Jahre zuvor bereits Leibniz in seinen „Unvorgreifliche[n] Gedanken, betreffend die Ausübung und Verbesserung der deutschen Sprache“ vertreten.⁵⁸ Ähnlich wie später Breitinger forderte Leibniz in diesem Aufsatz eine gezielte Verbesserung der deutschen Sprache, zu der besonders die „*Musterung und Untersuchung aller deutschen Worte*“ sowie ihre Erfassung in Wörterbüchern gehören sollte.⁵⁹ Leibniz erläutert auch die historischen Hintergründe dieses Anliegens: Während des Dreißigjährigen Krieges sei Deutschland „von fremden und einheimischen Kriegsvölkern wie mit einer Wasserflut überschwemmt“ worden; dabei sei „nicht weniger unsere Sprache als unser Gut in die Rappuse gegangen“. ⁶⁰ Nach dem Westfälischen und Pyrenäischen Frieden sei das Französische zur Regierungs-, Verwaltungs- und Modersprache geworden, was den Verfall der deutschen Sprache weiter befördert habe, während die Gelehrten „fast allein mit dem Latein beschäftigt gewesen, und die Muttersprache dem gemeinen Lauf überlassen“ hätten.⁶¹ Infolgedessen fehle es dem Deutschen insbesondere an einem Vokabular für alles, was man „weder sehen noch fühlen, sondern allein durch Betrachtung erreichen“ könne, d. h. an Bezeichnungen für Gemütsbewegungen, Tugenden und Laster, an moralischen, logischen und metaphysischen Begriffen, an Begriffen des Rechts und der Regierungskunst.⁶² Umgekehrt sei die deutsche Sprache jedoch reich an Konkreta:

Ich finde, daß die Deutschen ihre Sprache bereits hoch gebracht in allem dem, so mit den fünf Sinnen zu begreifen ist und auch dem gemeinen Mann vor-

⁵⁷ Breitinger [Anm. 33], S. 45–46.

⁵⁸ Die älteste Handschrift der Abhandlung stammt von 1697, sie erschien erstmals postum zusammen mit anderen sprachwissenschaftlichen Arbeiten von Leibniz in den von Johann Georg von Eccard herausgegebenen „*Collectanea etymologica*“, Hannover 1717. Im Folgenden zitiere ich nach der Reclam-Ausgabe: Gottfried Wilhelm Leibniz: *Unvorgreifliche Gedanken, betreffend die Ausübung und Verbesserung der deutschen Sprache. Zwei Aufsätze*, hg. v. Uwe Pörksen, Jürgen Schiewe, Stuttgart 1983.

⁵⁹ Ebd., S. 17, S. 33–35.

⁶⁰ Ebd. S. 14.

⁶¹ Ebd., S. 14–15, S. 8.

⁶² Ebd., S. 8.

kommt; absonderlich in leiblichen Dingen, auch in Kunst- und Handwerks-sachen [...]. Und ich halte dafür, daß es keine Sprache in der Welt gibt, die zum Exempel von Erz- und Bergwerken reicher und nachdrücklicher rede als die deutsche. Dergleichen kann man von allen andern gemeinen Lebens-Arten und Professionen sagen, als von Jagd- und Waidwerk, von der Schifffahrt und dergleichen; denn alle die Europäer, so auf dem großen Weltmeer fahren, haben die Namen der Winde und viele andere Seeworte von den Deutschen, nämlich von den Sachsen, Normannen, Osterlingen und Niederländern entlehnet.⁶³

Die Arbeit an der deutschen Sprache müsse deshalb nicht zuletzt darin bestehen, die „Kunstworte“⁶⁴ der Naturwissenschaften, der Handwerksbetriebe und Manufakturen, der Weber, Baumeister, Händler, Seefahrer und Bergleute zu sammeln und verfügbar zu machen.⁶⁵

Anhand von Leibniz' Überlegungen zur Kultivierung des Deutschen lässt sich nachvollziehen, wie die Bemühungen um die deutsche Sprache im 18. Jahrhundert mit der Herausbildung eines bürgerlichen Selbstbewusstseins zusammenhängen und warum das Konzept eines ‚körnigen‘ Stils dabei eine besondere Rolle spielte. Nach Leibniz' Urteil lag das Potenzial der deutschen Sprache um 1700 in ihrer Konkretion, und die Vielfalt an differenzierten Bezeichnungen für konkrete Gegenstände barg das Versprechen eines kraftvollen und lebendigen Stils, der sich nicht in Umschreibungen verlieren, sondern die Dinge präzise beim Namen nennen sollte:

Reichtum ist das erste und nötigste bei einer Sprache und besteht darin, daß kein Mangel, sondern vielmehr ein Überfluß erscheine an bequemen und nachdrücklichen Worten, so zu allen Vorfälligkeiten dienlich, damit man alles kräftig und eigentlich vorstellen und gleichsam mit lebenden Farben abmalen könne. [...] Es kann zwar endlich eine jede Sprache, sie sei so arm, als sie wolle, *alles* geben [...]. Allein, obschon alles endlich durch Umschweife und Beschreibung bedeutet werden *kann*, so verliert sich doch bei solcher Weitschweifigkeit alle Lust, aller Nachdruck [...].⁶⁶

Leibniz spricht in seiner Abhandlung nicht wörtlich vom ‚körnigen Stil‘, benennt aber das Stilideal der nachdrücklichen Kürze und führt dieselbe Voraussetzung für seine Verwirklichung an, die später auch Breitinger betonen wird: eine Fülle an spezifischen, präzise bestimmten Wörtern, die es ermöglichen soll, Dinge konzise zu bezeichnen statt langwierig zu umschreiben. Auch die Bildfelder und Assoziationsräume, aus denen sich die Theorie des körnigen Stils im 18. Jahrhundert speist, sind bei Leibniz bereits versammelt, nehmen in seiner Abhandlung aber zum Teil noch andere argumentative Funktionen ein, so die Analogie von Wörtern und Münzen (Leibniz spricht von Wörtern

⁶³ Ebd.

⁶⁴ Ebd., S. 20.

⁶⁵ Ebd., S. 25–26.

⁶⁶ Ebd., S. 27.

als ‚Rechenpfennigen‘, die als Platzhalter für bereits Durchdachtes den Fortgang des Denkens beschleunigen sollen) und das Bildfeld der Fruchtbarkeit (den „*Grund und Boden*“ einer Sprache bilden nach Leibniz die Worte, aus denen „die Redensarten gleichsam als Früchte hervorwachsen“⁶⁷). Wie später Adelung, der damit einen Topos aus der Polemik gegen Gottsched aufgreift, assoziiert auch Leibniz den kraftlosen, treffende Ausdrücke durch Paraphrasen ersetzenden Stil mit der Substanzlosigkeit einer Wassersuppe.⁶⁸

Die Bemühungen um eine volkssprachliche Alternative zur abstrakten lateinischen Gelehrtensprache und zu den französisch geprägten höfischen Umgangsformen verschmelzen bereits hier mit der sich herausbildenden Idee einer deutschen nationalen Identität, die im Rekurs auf einen früheren, der ‚Überfremdung‘ und ‚Verwässerung‘ des Wortschatzes vorausgehenden Zustand der Sprache wiedererlangt und gepflegt werden soll. Von der Musterung der deutschen Worte, zu denen Leibniz neben den fachsprachlichen auch dialektale und obsoletere Ausdrücke sowie Wörter aus älteren Varietäten des Deutschen zählt, verspricht er sich zum einen etymologische Kenntnisse und ein vertieftes Verständnis der Wortbedeutungen, zum anderen eine Bereicherung der Gegenwartssprache.⁶⁹ Vorläufer und Modelle dieser noch zu leistenden Arbeit an der deutschen Sprache sieht Leibniz in den Bemühungen der Fruchtbringenden Gesellschaft, in den sprachwissenschaftlichen Arbeiten von Gelehrten wie Justus Georg Schottelius sowie in Martin Opitz, den er dafür lobt, den deutschen Wortschatz durch die „Naturalisierung“ gebräuchlicher Fremdworte bereichert zu haben.⁷⁰ Wie vor ihm Breitinger hat auch Herder in seinen Fragmenten „Über die Neuere deutsche Literatur“ Leibniz’ Überlegungen aufgegriffen und in den sprachkritischen Diskurs seiner Zeit integriert. Leibniz’ These, dass die deutsche Sprache „eine *Waid- und Bergwerkssprache*“ sei, scheint ihm nur noch bedingt zuzutreffen; die Sprache der Gegenwart sei eher durch das Bemühen um „Hausgerät“, durch „Kunstwörter“, „bürgerliche Ausdrücke“ und „Redensarten des Umgangs“ geprägt.⁷¹ In der Auseinandersetzung mit Leibniz und den „Literaturbriefen“ Lessings und Mendelssohns entwickelt Herder das ‚Körnige‘ zu einem Schlüsselkonzept, das die Sprache Luthers, Opitz’ und Lohensteins mit den Neuerungen Klopstocks, der ‚Schweizer‘ und anderer Dichter der Gegenwart verbindet und – hier schreibt Herder die Polemik gegen Gottsched

⁶⁷ Ebd., S. 17. Auf die Konstellation dieser Metaphern bei Leibniz weist bereits Küntzel im Zusammenhang mit dem Körnigen hin, vgl. Küntzel [Anm. 11], S. 161.

⁶⁸ „Ich erinnere mich, gehört zu haben, daß, wie in Frankreich auch dergleichen Reindünkler aufgekommen – welche in der Tat [...] die Sprache nicht wenig ärmer gemacht –, da soll die gelehrte Jungfrau von Gournay, des berühmten Montaigne Pflgetochter, gesagt haben: was diese Leute schrieben, wäre eine Suppe von klarem Wasser (un bouillon d’eau claire), nämlich ohne Unreinigkeit und ohne Kraft.“ Leibniz [Anm 58], S. 11.

⁶⁹ Ebd., S. 17–18, S. 25–26.

⁷⁰ Ebd., S. 21, S. 39.

⁷¹ Herder [Anm. 2], S. 195.

fort – von der ‚wässrigen‘ Schreibart der ‚französisierenden Witzlinge‘, ‚Wochenschriftsteller‘ und ‚gelehrten Weisen im akademischen Paragraphenstil‘ abgrenzt:

Betrachtet man es näher, und hat wahres Gefühl von der innern Stärke einer Sprache: und vermag die wichtigen Vorteile der schwäbischen Sänger, und die körnichte Sprache deutscher Schriftsteller voriger Zeiten; oder auch nur den Vater Opitz in seiner Prose und Poesie zu schmecken: so *muß* man bei der Rückkehr zu unsrer neuern Sprache, man muß ausrufen: *das ist ganz ander Deutsch!* [...]

Die Lit.Br. führen aus Lohenstein ein Muster des prosaischen Stils an: wir könnten aus vielen Schriftstellern der vorigen Jahrhunderte noch mehr Beispiele geben, daß der gute körnichte Vortrag nicht so fremde gewesen, als man meint. Die deutsche Sprache aber kroch meistens unter akademischen oder homiletischen Fesseln: sie hatte keinen Glanz, keine Reinigkeit, aber innere Stärke mangelte ihr nicht. Der ganze Schade war: man sahe sie als *keine gelehrte* Sprache an, denn dazu war allein die lateinische gekrönt: man achtete sie bloß als Sprache des gemeinen Volks und unterließ ihre Kultur. [...] Gottsched erschien, und [...] hat als ein ruhmwürdiger Goldfinder (nach der Bedeutung dieses Worts im Englischen) den Stall des *Augias* mit Herkulischer Hand durchwässert und gereinigt [...]. Und so ward sie wässericht, und wenigstens die deutsche Grammatik wieder nach lateinischem Leisten: man verachtete die alte deutsche Kernsprache.⁷²

Hatte Leibniz die Musterung ‚altdeutscher‘ Texte mit dem Ziel empfohlen, etymologische Studien zu betreiben und vergessene Worte für den gegenwärtigen Gebrauch wiederzuentdecken, so stellt Herder die ‚körnichte‘ Sprache Luthers, Opitz’ und Lohensteins hier als Inbegriff eines authentischen Deutschtums dar, das durch die Konventionen oberflächlichen gesellschaftlichen Umgangs, eine abstrakte philosophische Kunstsprache und eine ‚Sündflut französischer Wörter [...] gemißhandelt‘ worden sei.⁷³

IV. Reichtum an Waren und Wörtern: Das Körnige bei Krünitz

Der körnige Stil, so wie Adelung ihn definiert und wie er nach Leibniz im reichen Vokabular der Bergleute, Jäger, Handwerker und Händler angelegt ist, erinnert in gewisser Hinsicht an die Kunst der Beschreibung, die Svetlana Alpers in der holländischen Malerei des 17. Jahrhunderts realisiert sieht: Die

⁷² Ebd., S. 381–384.

⁷³ Ebd., S. 384. Zum Ort dieses Abschnitts in der vielschichtigen Argumentation von Herders ‚Fragmenten‘, die das Eigentümliche der deutschen Sprache und Literatur in der Frühen Neuzeit nicht mit einem vermeintlichen Urgermanentum gleichsetzen, sondern vielmehr als Ergebnis einer europäischen Kulturgeschichte ausweisen, vgl. Manfred Koch: Weimaraner Weltbewohner. Zur Genese von Goethes Begriff ‚Weltliteratur‘, Tübingen 2002, S. 97–107, bes. S. 102–104. Analog zur nationalliterarischen Aufladung des Körnichten bei Herder weist Schneider darauf hin, dass das Stilideal der Kürze bei Klopstock zusehends eine kulturpatriotische Färbung annahm, vgl. Schneider [Anm. 10], S. 84–86.

holländischen Stillleben und Genreszenen stellen auf knappem Raum und in lebhaften Farben einen überbordenden Reichtum an Dingen und Nahrungsmitteln ebenso wie an Wissen und handwerklichem Können zur Schau, und das Medium der Darstellung scheint sich den dargestellten Gegenständen lückenlos anzuschmiegen.⁷⁴ Sprachliche Äquivalente zu dieser ebenso präzisen wie plastischen Darstellungsweise finden sich im 18. Jahrhundert etwa in den naturhistorischen Beschreibungen von Pflanzen und Mineralien, aber auch in enzyklopädischen Werken und Warenkatalogen. Als Beispiel möge der Artikel „Birnbäum“ aus Johann Georg Krünitz’ „Oeconomischer Encyclopädie“ dienen, deren fünfter Band mit den Lemmata „Bier“ bis „Blumly-Leinwand“ zuerst 1775 erschienen ist. Der Artikel „Birnbäum“ enthält nicht nur genaue Angaben über die äußere Form des Birnbäum, seine Blätter und seine Früchte, über sein Holz und dessen Verwendung, über die Unterschiede zwischen wilden Birnen und Gartenbirnen, über die Farbe, den Geschmack und die Konsistenz sowie die Zucht und Zubereitung von Birnen, sondern auch Unterartikel über das Aussehen, die Textur und das Aroma von 107 Birnensorten, von denen etliche mehr als einen Namen tragen. Dabei wird eine Fülle spezialisierter Vokabeln gebraucht und in ihrer Bedeutung präzise bestimmt. Je nach dem Saftgehalt und der spezifischen Körnigkeit ihres Fruchtfleischs, den „Steinchen“ oder dem „Grain“, werden Birnen z. B. als „steinigt, schmelzend, trocken, vest, zart, stockigt, zerfließend, mehlicht, gelster“, d. h. „brüchig“, oder „Moll“ bezeichnet.⁷⁵ Die Beschreibung einer Birnensorte, die im Deutschen „Englische Königin“ genannt wird, lautet wie folgt:

36. *Double fleur et fruit, Englische Königin.* Dieser Baum hat vor allen andern Birnbäumen das Besondere, daß er zweimahl im Jahre blühet, und reife Früchte bringet. Wenn die erste Blühte, wie sonst gewöhnlich, aus ordentlichem Trageholz zum Vorschein gekommen, abgefallen und angesetzt, so kommt die andere auf der Spitze der Schößlinge, die im Frühjahr getrieben, auf eben den Zweigen, (aber nicht auf Trageholz) zum Vorschein, und setzet an. Die erste Frucht hat die Form einer proportionirlichen Birn, wird zu Anfange des Sept. reif, dauert aber nicht lange, und ist von recht gutem, derben, körnichten und milden Fleisch, reichlichen Saft, und delicaten Geschmack. Die andere Frucht folgt im October, ist ziemlich groß, von etwas länglicher bauchigter Form, wie eine Gurke; nach dem Stiel zu wird sie etwas dünner, läuft aber nicht spitzig zu. Ihr Auge ist nicht tief, und ihr Stiel mittelmäßig lang; jedoch fallen die Früchte an dem nehmlichen Baum theils kürzer, theils länger, aus. Wenn sie reif geworden,

⁷⁴ Vgl. Svetlana Alpers: Kunst als Beschreibung. Holländische Malerei des 17. Jahrhunderts, aus dem Engl. übers. v. Hans Udo Davitt, 2. Aufl., Köln 1998, hier bes. S. 84, S. 100, S. 201–212.

⁷⁵ Art. Birnbäum, in: Johann Georg Krünitz: Oeconomische Encyclopädie, oder allgemeines System der Staats- Stadt- Haus- u. Landwirthschaft, in alphabetischer Ordnung, Bd. 5, Berlin 1775, S. 392–494, hier: S. 404–405.

hat sie eine glatte citronengelbe Schale, welche blaßzimetfarbig getüpfelt, und auch wohl hier und da gefleckt ist.⁷⁶

Komposita wie „blaßzimetfarbig“ gehören, wie Schneider mit Blick auf Klopstock gezeigt hat, zu den typischen Erscheinungsformen des körnigten Stils.⁷⁷ Die Verdichtung und Verkürzung, die durch das Zusammenziehen dreier Wörter zu einem einzigen Adjektiv erreicht wird, bringt zugleich einen Neologismus hervor und trägt auf diese Weise zur Anreicherung des Wortschatzes bei.

Die Mannigfaltigkeit und Bestimmtheit der Namen und Wörter, die eine knappe Beschreibung der einzelnen Birnensorten erlauben, steht in Krünitz' Artikel in unmittelbarer Beziehung zur Vielfalt der Früchte in den Gärten und zum hauswirtschaftlichen Wissen, das benötigt wird, um sie anzubauen, zu konservieren und dem Konsum zuzuführen.⁷⁸ Der Reichtum an Worten und Dingen, den die Enzyklopädien und Wörterbücher des 18. Jahrhunderts versammeln und der die Welt der Warenproduktion und des Handels widerspiegelt, bildet die positive Kehrseite jener bürgerlichen Askese, die Adorno in den von Benjamin zusammengestellten Briefen diagnostiziert. Bürgerlicher Reichtum und Notdurft, Sparsamkeit und sinnliche Fülle konzentrieren sich im körnigen Stil des 18. Jahrhunderts wie in einem Vexierbild.

⁷⁶ Ebd., S. 431–432.

⁷⁷ Vgl. Schneider [Anm. 10], S. 52–53, S. 64.

⁷⁸ Dass die Kultivierung der Sprache dem Verfasser des Artikels ein eigenes Anliegen ist, zeigt seine Anmerkung, es sei von Vorteil, die „fremden Nahmen“ der vor allem aus Frankreich, teilweise aber auch aus England und Holland importierten Birnensorten im Deutschen unverändert beizubehalten, um Unklarheiten und Verwechslungen zu vermeiden, vgl. Krünitz [Anm. 75], S. 416.